

Wo das Hintern-Abfrieren mehr ist als eine Redensart

Auf Skiern zum Nordpol. Last Degree-Expeditionen bieten zahlenden Hobby-Abenteurern die Möglichkeit, innerhalb von sieben bis elf Tagen auf dem arktischen Eis die letzten rund 120 Kilometer vom 89. Breitengrad bis zum nördlichsten Punkt zurückzulegen. Extreme Erfahrungen sind garantiert.

Wir müssen verrückt sein. Selbst dem Quecksilber ist es zu kalt. Es versteckt sich ganz unten in dem kleinen Thermometer, das an meiner Daunenjacke baumelt. -37° Celsius. Ich muss an „Fahr'n Sie nicht zum Nordpol“ denken, jenen Schlagler aus den 1950er Jahren denken, den mein Vater vor unserer Abreise auf seiner Gitarre zum Besten gegeben hat. „Kalter Wind, kalter Kuss, kalte Füße, kein Genuss. Wie, oh Graus, hält ein Mensch das nur aus?“, heißt es da.

Als Menschen sind wir kaum zu identifizieren. Wir wirken eher wie Akteure eines Science Fiction-Films, die einen eisigen, menschenfeindlichen fremden Planeten erkunden. Von den Gesichtern ist nur ein schmaler Streifen um die Augen frei. Der Rest wird von einer Neopren-Maske gegen die arktische Kälte geschützt. Am Atemloch unter der Nase haben sich lange Eiszapfen gebildet.

Nordpol aus dem Reisekatalog

Die Temperatur bewege sich für gewöhnlich zwischen -25 und -35° Celsius, hatte es in der Beschreibung der „Last degree-Expedition“ zum Nordpol geheißen, die mich ein halbes Jahr zuvor neugierig gemacht hatte. Und man müsse kein Extremsportler sein, um daran teilzunehmen. Gestartet werde exakt auf dem 89. Breitengrad. Von dort werde das Expeditionsteam die letzten rund 120 Kilometer bis 90 Grad Nord, also bis zum Nordpol, auf Skiern zurücklegen, die Materialschlitten hinter sich herziehend.

Der Gedanke, gewissermaßen oben auf dem Globus zu stehen, hat mich schon in meiner Kindheit fasziniert. Damals verschlang ich die Bücher über die Erlebnisse der frühen Arktis-Abenteurer. Ich schauderte bei dem Gedanken, dass die Mannschaft des Briten John Franklin Mitte des 19. Jahrhundert in ihrer Verzweiflung sogar die sterblichen Überreste der verstorbenen Teammitglieder verspeiste. Vergeblich, niemand überlebte. Heute kann man den Nordpol als Reiseziel aus dem Katalog buchen.

Ungewissheit bleibt

„Es wird kein Spaziergang“, sagt Thomas Ulrich, als wir uns zwei Monate vor der Expedition zu einem Vorbereitungswochenende in Interlaken in der Schweiz treffen. Ulrich kennt die Arktis. Schon sechs Mal hat der Schweizer Profiabenteurer am Nordpol gestanden, bevor er mit uns aufbricht. „Ihr solltet fit sein, damit ihr die Zeit auf dem Eis auch genießen könnt“, schärft uns Thomas ein.

Als ich Anfang April Richtung Oslo starte, habe ich ein halbes Jahr lang für die Expedition trainiert: drei bis vier Mal pro Woche Jogging. Dazu Krafttraining, vor allem für die Bauchmuskeln und die Schultern, jene Bereiche, die von den Zuggurten für die Schlitten besonders beansprucht werden. Meine Kardiologin hat mir bestätigt, dass ich fit genug sei. Doch die Ungewissheit bleibt. Ich weiß nicht, was mich erwartet. Das geht auch zwei der drei anderen Teilnehmer so, die sich für gut 24.000 Euro in die kommerzielle Expedition eingekauft haben: Eugen, 26 Jahre alt, Polymechaniker aus Zug in der Schweiz und Frank, 34 Jahre, Bauingenieur aus Zittau in Sachsen. Der vierte im Bunde, Arnold, ein in Vancouver in Kanada lebender Schweizer, ist im Vergleich zu uns Arktisnovizen geradezu ein alter Expeditionschase. Der 60-Jährige hat die „Seven Summits“ bestiegen, die höchsten Berge aller

Kontinente bestiegen, inklusive Mount Everest. Und er hat bereits Grönland auf Skiern durchquert. Nach unserer Last degree-Expedition will er entscheiden, ob er einen Versuch startet, den Nordpol vom kanadischen Festland aus zu erreichen.

Für alle Fälle gewappnet

In Longyearbyen, dem Hauptort der von Norwegen verwalteten Inselgruppe Spitzbergen, erwarten uns als kleiner Vorgeschmack auf den Nordpol winterliche Verhältnisse: Schneefall, - 15 °. In dem 5000-Seelen-Ort hat Thomas ein Materiallager gemietet. Dort erhalten wir Plastiktüten, die wir als Dampfsperre über die Socken ziehen werden, Filz- und Überschuhe, Überzughosen, Schlafsäcke, Matten, Skier, Thermoskannen, Becher, Pinkelflaschen und natürlich unsere Schlitten. Die packen wir im Ferienhaus, das Thomas für die Zeit in Longyearbyen gebucht hat. Für jeden geplanten Tag liegt ein Essbeutel im Schlitten, gefüllt mit kalorienträchtiger Expeditionskost, die mit geschmolzenem Eis angerührt wird, sowie gefriergetrocknetem Fleisch, Getränpulver, Schweizer Schokolade, Frucht- und Müsliriegeln.

Im Schnee üben wir, mit drei Lagen Handschuhen über den Fingern die Zelte aufzubauen. Spätestens beim Versuch, die Zeltschnüre zu entknoten, entledigen wir uns jedoch der klobigen Gore-Tex- und der dicken Filzhandschuhe. Zurück im Ferienhaus weist uns Thomas in den Gebrauch der Notfall-Geräte ein: SOS-Sender, Satellitentelefon, GPS-Gerät zur Positionsbestimmung, Signalpistole und ein Revolver für den eher unwahrscheinlichen, aber nicht ausgeschlossenen Fall eines Rendezvous' mit einem Eisbären. Zunächst würden wir ihm eine Ladung Pfefferspray auf den Pelz jagen, dann eine Signalarakete und erst wenn er dann immer noch meint, Menschenfleisch wäre das perfekte Frühstück, zu scharfer Munition greifen. „Schön den Arm ausstrecken, bevor ihr den Revolver abfeuert“, rät uns Thomas, „sonst habt ihr am Ende selbst ein Loch im Kopf.“

Borneo im Eis

Am nächsten Tag sitzen wir mit etwa 20 weiteren Passagieren an Bord einer russischen Antonow 74. Die Düsenmaschine taugt für Landungen auf einer kurzen Piste wie in „Borneo“. So heißt die russische Eisstation, die alljährlich im April auf dem arktischen Eis angelegt wird. Als Startort für Last degree-Expeditionen, für Wissenschaftler, die in der Arktis forschen, aber auch für zahlungskräftige Touristen, die sich per Helikopter direkt auf 90 Grad Nord fliegen lassen, dort ein Erinnerungsfoto schießen, ein Glas Champagner trinken und anschließend bei der Party zu Hause stolz verkünden, sie seien am Nordpol gewesen. Gegen Ende April, wenn die Temperaturen steigen, verschwindet „Borneo“ wieder von der Eisfläche. „In diesem Jahr haben wir gute Eisverhältnisse angetroffen“, erzählt mir Oleg, der Flugnavigator. „Die Landepiste ist in gutem Zustand, aber doch immer noch zu kurz.“ 30 Mal pro Saison fliegt Oleg von Spitzbergen aus nach „Borneo“. Acht Jahre mache er das nun, sagt der Russe, jeder Flug sei „very special“ und so langsam, aber sicher habe er die Nase voll davon.

Ich stelle mich also auf eine ruppige Landung ein. Doch die Antonow setzt sanft auf dem Eis auf. Lediglich die Vollbremsung erinnert uns daran, dass wir auf einer nur 1,2 Kilometer langen Eispiste gelandet sind. Auf der Station „Borneo“ ist alles perfekt durchorganisiert. Zelt 11 für einen kleinen Snack, Zelt 7 für die Instruktionen, wie es weitergeht. Die nächsten zwei Stunden vergehen wie im Flug. Wir befüllen und verpacken die Benzinflaschen für unsere Kocher, lassen uns heißes Wasser in unsere Thermoskannen füllen und ziehen schließlich unsere Schlitten zum wartenden Helikopter.

Zum Morgen erklärt

In diesem Frühjahr treibt die Station nur 30 Kilometer vom Nordpol entfernt auf einer stabilen Eisscholle im arktischen Ozean. Also werden wir gut 80 Kilometer weit zurückgeflogen, genau auf den 89. Breitengrad. Nach einer Dreiviertelstunde setzt uns der Hubschrauber ab. Unsere Schlitten werden ausgeladen. Wir ducken uns neben den Helikopter, weil sich die Rotoren weiterdrehen. Dann hebt er ab. Wir sind alleine, mitten in der Eiswüste. –24 Grad zeigt das Thermometer. Schnell schlagen wir die Zelte auf. Zum Schlafen kriechen wir ganz tief in die Schlafsäcke, zum einen um möglichst wenig kalte Luft an uns heranzulassen, zum andern, um in der Dunkelheit des Sacks wenigstens ein Gefühl von Nacht zu empfinden. Denn die Sonne scheint in der Nähe des Nordpols 24 Stunden lang. Einen „Morgen“ mit Frühstück, Zeltabbau und Aufbruch gibt es nur, wenn wir ihn dazu erklären.

Anfangsschwierigkeiten

Als wir zu unserer ersten Tagesetappe aufbrechen, ist das Thermometer auf – 32° Celsius gesunken. Dazu bläst ein leichter, aber durchdringender Wind. Die Sonnenbrillen packen wir schnell weg. Sie beschlagen von unserer Atemluft unter den Neopren-Masken und frieren sofort zu. Die Kälte kriecht förmlich von allen Seiten in den Körper. Ich versuche ständig, die Finger unter drei Lagen Handschuhen zu bewegen, doch wärmer werden sie davon auch nicht. Ständig kreisen meine Gedanken um den Frost und seine möglichen Folgen: Riskiere ich meine Gliedmaßen? Wofür eigentlich? Ist der Nordpol wirklich wert, eine Fingerkuppe zu verlieren?

Ich habe noch Probleme, auf den Langlaufskiern meinen Rhythmus zu finden. Mehrmals verkantet sich der Schlitten bei dem Versuch, einen Presseisrücken zu überwinden, zwischen zwei Eisblöcken. Ich falle und fühle mich wie ein Käfer, der auf dem Rücken liegt. Ein Glück, dass Frank am Ende unserer kleinen Karawane den Aufräumer macht und mir aus manch vertrackter Situation heraushilft. Zwölf Kilometer schaffen wir an diesem ersten Tag auf dem Eis, in sechs Stunden.

Gefrorenes Fleisch als Plombenkiller

Auch an den nächsten Tagen bleibt das Thermometer konstant unter der –30°-Marke. Kurioserweise beginne ich manchmal zu schwitzen. Das darf nicht sein, denn Feuchtigkeit erhöht das Risiko, sich Erfrierungen zuzuziehen. Ich ziehe die Daunenweste und Überhose aus - um sie eine halbe Stunde wieder überzustreifen, weil ich wieder friere. Jeder Stopp erfordert, sich hinterher aufzuwärmen. Dazu schlagen wir wie aufgescheuchte Hühner wild unsere Arme auf den Rücken, um so das Blut bis in die Fingerspitzen zu jagen. „Das Gehen klappt wunderbar“, sagt Arnold, „aber die Pausen sind zum Kotzen. Weil es saukalt ist.“ Alle etwa drei Stunden halten wir an, um aus unseren Thermoskannen lauwarmes Wasser zu trinken und die Kalorienspeicher wieder aufzufüllen. Ob Fleischstückchen, Kraftriegel oder Schokolade, alles ist tiefgefroren. Frank verliert eine Zahnplombe, als er versucht, das Fleischeis durchzubeißen.

Nur wer schnell ist, bleibt verschont

Acht bis neun Stunden lang durchqueren wir täglich die unendlich erscheinende Eiswüste. Die Kälte hat auch einen positiven Nebeneffekt. Sie verschont uns zunächst vor Rinnen offenen Wassers. Noch ist es windstill, die Sonne scheint fortwährend. Wir fressen Kilometer, 15 am zweiten, knapp 18 am dritten Tag. Am vierten Tag wird Thomas bei einer Rast plötzlich förmlich: „Ich habe euch etwas Offizielles mitzuteilen. Wir haben eben die Hälfte der Strecke

zum Nordpol hinter uns gelassen. Tolle Leistung, bei der Kälte!“ Arnold korrigiert ihn. „Nicht bei, sondern wegen der Kälte.“ „Das Pfeffersteak ruft“, ergänzt Frank. Die Kälte lässt uns träumen, nicht nur von einer leckeren Mahlzeit, auch von einer heißen Dusche - oder einer gemütlichen Sitzung auf der Toilette.

Denn auf dem Eis muss alles schnell gehen. Ich lasse bereits im Zelt die Hose halb herunter, dann fix in die Schuhe, hinter den nächsten Eisblock, fallen lassen, kurz abputzen, zurücksprinten, in den Schlafsack kriechen. „Dass ihr mir ja nicht versucht, euch so abzuwischen, wie ihr es von zu Hause gewohnt seid“, hat uns Thomas vor dem Trip eingeschärft. Und uns von einem Nordpol-Kandidaten erzählt, der seine übertriebene Reinlichkeit mit Erfrierungen an der Hand und dem vorzeitigen Rückflug bezahlte. Wir sind also vorgewarnt. Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal wirklich Gefahr laufen würde, mir den Allerwertesten abzufrieren. Am Nordpol ist das deutlich mehr als nur eine Redensart.

Badetag mit Hindernissen

Am fünften Tag habe ich das Gefühl, meinen Rhythmus auf dem Eis gefunden zu haben. Die Eishindernisse, die zu Beginn noch meinen Adrenalinpiegel rasant hatten steigen lassen, überquere ich jetzt fast wie selbstverständlich. Und gerate auch nicht mehr in Panik, wenn ich feststecke. Zur Not entledige ich mich dann der Skier und befreie erst einmal den eingeklemmten Schlitten, statt wie am ersten Tag wild und planlos an ihm zu zerren. Endlich habe ich ein Auge für die faszinierende Eislandschaft um mich herum. Kein Block ist wie der andere. Manche schimmern bläulich. Besonders haben es mir die feinen kleinen Nadeln des ganz jungen Eises angetan, in denen sich millionenfach das Sonnenlicht spiegelt.

Doch als wollte uns der Nordpol klar machen, dass er jederzeit in der Lage ist, seine Muskeln spielen zu lassen, stehen wir plötzlich vor einer dampfenden, breiten Rinne offenen Wassers. Weder nach rechts noch nach links ist ein Ende in Sicht. Die Rinne zu umgehen, würde uns Stunden kosten. Thomas beschließt, ans andere Ufer zu schwimmen. Er schlüpft in einen Ganzkörper-Anzug aus Plastik und gleitet ins Wasser. Seinen Schlitten zieht er hinter sich her. Er will ihn, mit Seilen hin- und hergezogen, als Fähre nutzen. Soweit die Theorie, die Praxis gestaltet sich deutlich spannender.

Als Thomas in der Rinne schwimmt, verknotet sich auf unserer Seite die dünne Schnur heillos. Wir retten von ihr, was zu retten ist. Die Länge reicht gerade eben, um die Distanz zur anderen Seite zu überbrücken. Einer nach dem anderen wird nun, auf dem Rücken in Thomas' Schlitten liegend, hinübergezogen. Doch mit jedem Passagier wird die Rinne breiter. Das Seil muss verlängert werden und das schnell. Wir greifen nach allem, was irgendwie nach Leine aussieht. Um die Zeltschnüre zu entknoten, ziehe ich die Handschuhe aus. Fast alle arbeiten mit bloßen Händen. Am Ende müssen wir sogar drei Skistücke aneinander binden, um auch noch das letzte Teammitglied auf die andere Seite zu ziehen. „Das war geil“, freut sich Frank nach der Landung. „Ich habe ‚Eine Seefahrt, die ist lustig‘ gesungen.“ Das freigesetzte Adrenalin hat uns offenbar vor Erfrierungen geschützt. Erst als der Druck abfällt, registrieren wir erneut die Kälte und schlüpfen wieder in unsere dicken Handschuhe. Alle sind sich einig: Das war das Abenteuer im Abenteuer.

Erste Hilfe im Eis

Rund 30 Kilometer fehlen noch bis zum Nordpol, als der Wind auffrischt und die ohnehin extreme Kälte noch verschärft. Die gefühlte Temperatur liegt bei etwa minus 45°. Die Gefahr von Erfrierungen steigt. Glücklicherweise bläst der Wind uns meist in den Rücken. Nach einer kurzen Rast spüre ich plötzlich, wie kalte Luft mein Kinn trifft. Ich blicke in der Neopren-Maske nach unten und sehe wie sich dort Eis bildet. Ich bewege die Kinnmuskeln und spüre nichts mehr. Ich gerate in Panik und bitte Frank schnell nachzusehen. Er schlägt

Alarm. „Die Maske ist verrutscht, dein Kinn ist schneeweiß. Das friert dir weg!“ Frank zieht einen Handschuh aus und legt seine warme Hand auf die bedrohte Zone, dann beginnt er zu massieren. Ich halte dabei meine Handschuhe über seine Finger, damit sie nicht ebenfalls auskühlen. Langsam strömt das Blut in mein Kinn zurück. Erste Hilfe im Eis.

Das Ende der Tortur

Siebter Tag. Nur noch zwölf Kilometer trennen uns vom Pol. Die ganze vergangene Nacht hat der Wind an unserem Zelt gerüttelt, wir haben wegen der Eiseskälte kaum geschlafen.

"Meinst du wirklich, wir sollten das Risiko von Erfrierungen auf uns nehmen?", fragt Eugen nach dem Wecken um sechs Uhr früh besorgt. "Können wir nicht warten, bis sich der Wind legt?" Thomas schüttelt den Kopf. "Das wird eher schlimmer als besser. Ihr müsst nur darauf achten, dass ihr draußen immer die dicken Handschuhe anbehaltet und dass die Neopren-Maske richtig sitzt."

Wir machen uns auf den Weg. Jetzt bloß kein offenes Wasser mehr! In den nächsten Stunden überqueren wir noch drei Rinnen. Alle sind zugefroren, das Eis trägt uns. Die letzte Rast vor dem Nordpol, noch fünf Kilometer. „Dieser Scheißwind“, schimpft Arnold. Und auch Expeditionsleiter Thomas freut sich auf das Ende der Strapazen. „Eine Woche lang nur mit Maske marschieren, jede Pause eine Tortur. Das wird dann doch allmählich anstrengend, finde ich.“

Zwei Stunden später zeigt das GPS-Gerät: 200 Meter bis zum Nordpol. Wir lösen die Reihe auf, nebeneinander wollen wir als Team unser Ziel erreichen. „Noch sieben Meter“, verkündet Thomas nach einer Weile. Ich zähle leise weiter. Sechs, fünf, vier, drei, zwei, eins. Thomas bohrt seinen Skistock ins Eis. „Schön ist es hier.“

Die Fahne fehlt

Es dauert eine Weile, bis der Groschen fällt. Unser Jubel fällt verhalten aus. „Ich habe keine Euphorie empfunden“, sagt Frank später. „Ich war nur froh, endlich am Ziel zu sein.“

Einerseits ist es für überschwängliche Freude schlichtweg zu kalt und windig, andererseits haben wir nur ein imaginäres Ziel erreicht. Der Nordpol unterscheidet sich in nichts von der Eiswüste, die wir eine Woche lang durchquert haben. Keine Fahne wie am Südpol, kein Gipfelkreuz wie auf einem Berggipfel. Ohne GPS-Gerät wären wir glatt am Pol vorbeigelaufen.

Thomas feuert zur Feier des Tages zwei rote Leuchtraketen ab. Wir beeilen uns, ein paar Erinnerungsfotos zu schießen. Zwei von drei Kameras streiken bei der Kälte. Als wir sicher sind, dass wenigstens ein, zwei Bilder gelungen sind, schlagen wir schnell die Zelte auf. Im Innern stoßen wir mit Kaffee und Tee auf der Erfolg der Expedition an. Wir sind dem Globus auf den Kopf gestiegen. Wir übernachten am Nordpol.

Und wachen drei Kilometer weiter auf. Alles sieht aus wie zuvor. Doch der Wind hat uns vom Pol weggetrieben. Drei Stunden später holt uns ein russischer Hubschrauber ab. Nach einem kurzen Zwischenstopp in „Borneo“ fliegen wir zurück nach Spitzbergen. Schon am Abend sitzen wir in einem warmen, gemütlichen, windstillen Restaurant in Longyearbyen. Vor uns dampfen dicke Pfeffersteaks mit Pommes Frites. Wir stoßen mit Bier an. Auf ein großes Abenteuer, das wir gemeinsam erlebt haben. Wir fünf Verrückten.

Autor: Stefan Nestler

Links:

<http://blogs.dw-world.de/nordpol>

http://www.thepole.ch/_html/homeLastDegree.html

<http://www.amical.de/amical/programm2009/expedition/2904.php>